

(Nachdruck verboten.)

3] Wira! — Maina!

Erzählung aus dem Leben der Hafenarbeiter
von B. J. Dmitriewa.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von S. E. Winikoff.

Am Abend, als der Himmel sich wie ein schwarzer Sammetmantel über die Erde senkte, und der süße Duft der blühenden weißen Akazien sogar den Naphthageruch erstickte, der sich über ganz Batum ergießt, saß Zwan Rogulia mit Mikola bei Osman in der Schenke. Zwan traktierte Mikola mit billigem Wein und mit grusinischem Schafskäse und machte ihm große Aussichten für das künftige Leben.

„Ja, Bruder, hier lebt's sich nicht schlecht,“ sprach er. „Hier kann man schon leben. Vermiete Dich als Lastträger. Hast ja 'nen kräftigen Rücken. Und bei unserem Handwerk ist der Buckel die Hauptsache. . . Gätte ich so einen Rücken. . . ich. . .“

Und wiederum schlug er Mikola beifällig auf den Buckel, und Mikola fühlte sich stark geschmeichelt.

„Schwer ist die Arbeit, das ist wahr, viele von uns sind schon durch sie zu Schaden gekommen; aber der Verdienst ist auch nicht klein. Einen Rubel zwanzig Kopeken kammst Du am Tage verdienen.“

„Einen Rubel zwanzig!“ wiederholte Mikola mit Begeisterung, und verlodende Bilder durchflogen seine Seele. Zwanzig Kopeken gebraucht man zum täglichen Leben, so behält man einen Rubel in der Tasche. . . Das macht in einem Monat dreißig. . . in zweien sechzig Rubel. . . Ein Pferd. . . Kleidung. . . Saat Korn! Mit glücklichem Lächeln teilte er Rogulia seine Pläne mit.

Rogulia verhielt sich diesen Träumen gegenüber auffallend mißtrauisch. Schon längst hatte er die Heimat und seinen früheren Beruf vergessen. Die Bande, die ihn jemals an ein Saschibino gefesselt hatten, waren gänzlich zerrissen während der Jahre, die er sich in den verschiedensten Gegenden Rußlands durchgeschlagen hatte, so daß er keine lieben Erinnerungen daran hatte. Mikolas Pläne, die sich an ein Saschibino knüpfen, das sich Gott weiß wo befand, fast zweitausend Werst entfernt, kamen ihm unsinnig und dumm vor. Er, Rogulia, hatte seine eigenen Pläne.

„Na, Bruder, mit Deiner Kuh wirst Du noch ein bißchen warten müssen!“ unterbrach er spöttisch Mikola. „Wer wird jetzt schon an so was denken! Erst friech man ordentlich unter den Kurtan, dann kammst Du an eine Kuh denken. Hier ist das erste der Kurtan, alles andere haben die Armenier mit Wechslag belegt. Die haben sich zu einer Artel verbunden und lassen unsereinen nirgend heran. Kein Vorwärtskommen für unsereinen hier! Aber wir werden schon sehen. Wir werden es schon machen! Die Hauptsache, laß von Deinen Kindereien. Hier handelt es sich um mehr, als um eine Kuh!“

„Wie so?“ fragte Mikola und faßte unwillkürlich an seinen Beutel, der mit dem Kreuz zusammen an seinem Galse hing, als drückte ihn schon die Schwere des verdienten Geldes.

Rogulia sah sich geheimnisvoll um. In der Schenke waren nur wenig Gäste. Zwei Grusinier, die eifrig Würfelspielten und sich dabei gegenseitig feindliche Blicke zuwarfen, und der Wirt, ein repräsentabler Türke mit einem breiten, schwarzen Vollbart, der auf einem kleinen Teppich kauerte und gleichgültig an seiner Pfeife zog. Durch die geöffnete Tür drangen zugleich mit dem süßen Geruch der Akazienblüte zarte Klänge einer auf dem Boulevard spielenden Kapelle und tiefe Seufzer des rauschenden Meeres herein.

„Was meinst Du?“ sagte heiser Rogulia, „bei einiger Geschicklichkeit kann man hier Geschäfte machen; einfach zum Staunen! Hier ringsum liegt nämlich Geld. . . Bloß aufheben muß man's!“

„Na. . . Ru?“
„Ja. . . ja! . . . Siehst Du, da sitzt Osman und raucht den Kaljan. Der war auch nur ein Muscha, und jetzt hat er eine Schenke, und später wird er einen Laden eröffnen oder ein Hotel. Und bald wird er Pferd und Wagen besitzen. . . dieser frühere Muscha.“

„Na, aber wie denn?“

„Ganz einfach, das liegt hier so am Boden.“

„Ist wohl sehr fruchtbar?“ fragte andächtig Mikola.

„Schafskopf,“ brauste Rogulia auf. „Gar nicht fruchtbar! Nichts als Steine. Als wenn es sich hier um so etwas handelte! Hier liegt das Geld herum. Krake an einer Stelle. . . lauter Kupfer, krake wo anders. . . reine Naphtha. Verstehst Du, was das heißt! Tausende sind hier zu holen! . . Tausende!“

Die Kameraden sahen auf einander mit vor Gier brennenden Augen und verstummten. Unaufhörlich ergossen sich durch die geöffnete Tür die zarten Klänge der Musik und das rätselhafte Seufzen des Meeres.

„Komm, wollen gehen!“ sagte Rogulia, sich schwerfällig erhebend.

„Morgen geht's früh zur Arbeit! . . Und auf Deine Kuh. . . da spucke man drauf!“

Satt und schwer schritt Mikola zur Straße. Im Kopfe drehte sich ihm alles. Er fühlte sich wie berauscht. Nicht vom Wein, von den wunderlichen Reden Rogulias. Ein goldiger Nebel breitete sich vor seinen Augen aus, wie im Traum sah er Haufen Goldes, Naphthafontänen und wie Gold glänzendes Kupfer vor sich. „Tausendel!“ flüsterte er wie im Fieber. Und mit Hochachtung sah er auf Osman, der in beschaulicher Ruhe noch immer auf dem Teppich saß und seinen Kaljan rauchte. Vielleicht sah er in der graublauen Rauchwolke Gold, einen glänzend ausgestatteten Laden in der Smjatolt-Mirskajastrake, einen Wagen und ein Haus mit hohen Spiegelscheiben.

Auf der Straße kam Mikola wieder etwas zu sich. Er sah den tiefdunklen Sammethimmel mit den silber- und goldgestickten Sternen über sich und schöpfte tief Atem. Es schien ihm, er schlafe und sähe alles dies im Traum. Die aus der Ferne tönende Musik weckte in seiner Seele unbestimmte, neue, ungewöhnliche Empfindungen und Wünsche, die auszudrücken er nicht vermochte. Wohllich verstummte die Musik, nur das Meer sang unaufhörlich dem fernen Himmel sein ewiges Lied. Mikola blieb stehen.

„Warte mal,“ flüsterte er. „Hörst Du?“

„Was denn?“ fragte Rogulia, auch flüsternd und horchte gespannt auf, wie ein gehetzter Wolf, der immer bereit ist, sich zum Kampfe auf seine Feinde zu stürzen.

„Das Meer! . . es braust!“

„Ach, daß Dich!“ brummte Rogulia, indem er ausspie. „Ich dachte Gott weiß was!“

„Saschibino? . . Wo mag jetzt Saschibino sein? Sie werden dort alle schlafen und nichts hören. . . nicht mal. . .“

„Zum Teufel, mit Deinem Saschibino! Hast Du nichts Wichtigeres, an was Du denken kammst? Schlafen, das ist jetzt die Hauptsache,“ sagte Rogulia und gähnte mit weit aufgerissenem Munde.

Mikola trollte hinter ihm her, in seinem Innern war ihm weh. Sein Saschibino tat ihm herzlich leid; Saschibino, das jetzt im Schatten seiner Weiden einen schweren Schlaf schlief. . .

Mikola kroch unter den Kurtan. Er trug gemeinsam mit den anderen unter dem Kommando „Wira! Maina!“ im Hafen die Waren. Zuerst wurde ihm die Arbeit sehr schwer, aber allmählich gewöhnte er sich an seine Arbeit, und es schien, als wenn er unter dem Kurtan geboren wäre. Durch seine ungewöhnliche Arbeitskraft und seinen kräftigen Buckel, der viele Zentner schleppen konnte, erwarb er sich bald die allgemeine Achtung seiner Kameraden und erhielt den Spitznamen: „der große Dunkel“. Kamels Ruhm als Kraftmensch erblassete, und der gutmütige Grusinier trat ohne zu murren seinen Vorrang an Mikola ab. Ja, er gewann den großen Dunkel sogar lieb und ermöglichte es, mit ihm während der Arbeitspausen längere Unterhaltungen zu führen. Meist unterhielten sie sich über religiöse Fragen. Mikola gab sich redlich Mühe, Kamel über einige Punkte seines Glaubens, die ihm zweifelhaft erschienen, aufzuklären.

„Du bist ja sonst ein guter Mensch, Kamelchen, aber die Hauptsache fehlt Dir; Du besitzest nicht den rechten Glauben, siehst Du,“ redete er, besorgt, die verlorene Seele des Freundes zu retten. „Denk' nur an das Fasten. Am Fasttag frißt Du sogar geröstetes Hammelfleisch! Du setzt Dich zum Essen,

ohne Dich vorher zu bekreuzigen. An Stelle des Kreuzes trägt Du um den Hals den Tabakbeutel! Wie kannst Du bei all dem ein guter Christ sein?"

"Ein Gott . . . Issa . . . ist da," wiederholte Kamel immer wieder und richtete seine sanften, halbgeöffneten, fragenden Augen auf den Mikola.

"Schön . . . Issa . . . Wenn es einen Gott Issa gibt, so darfst Du doch am Fasttag nicht Hammelfleisch essen, mein Lieber. Und dann noch Dein Name. Wie heißt Du doch gleich?"

"Ziza!"

"Na, siehst Du, ist das denn ein richtiger Name? Wenn Du Dich Zwan oder Andrey oder sonst wie nennst! Aber Ziza! Du tußt mir wirklich leid. Kamelchen . . . Das wird kein gutes Ende mit Dir nehmen . . . wirklich!"

Zuweilen mischte sich Rogulia in ihr Gespräch. Mit seinem großen Sceptizismus vernichtete er dann stets die beschauliche Stille, in die die beiden sich zu vertiefen liebten.

"Was schwagt Ihr denn hier?" brummte er. "Gott und wieder Gott. Seid Ihr denn Pfaffen oder sonst was dergleichen? Unserer, ein Arbeiter, hat keine Zeit, an Gott zu denken. Zahlt man uns vielleicht dafür was? Da ist er, unser Gott, hört Ihr denn nicht, was er für einen Lärm macht! „Hallo! Auf zur Arbeit, Kinder!“ So ruft unser Gott!"

Und die kreischende Dampfmaschine mit einem kräftigen Schimpfwort bedenkend, schüttelte er seinen Kurtan und ging auf das Schiffsverdeck, wo die Winde schon lange lärmten.

Am Schluß des ersten Monats hatte Mikola sich schon fünfzehn Rubel zusammengespart, die er nicht ohne Stolz nach Hause sandte. Warum aber waren es nur fünfzehn Rubel, nicht dreißig, wie Mikola doch zuerst gerechnet hatte? Ja . . . das lag einfach. Mikola hatte neue Bedürfnisse und besondere Gewohnheiten bekommen, für die 20 Kopelen am Tage nicht ausreichten. Erstens, mußte er nach einem schweren Arbeitstage etwas trinken und eine kräftige Mahlzeit zu sich nehmen, und Rogulia wußte so verführerische Plätze, wo man gut essen und trinken konnte, daß, ihm zu widerstehen, einfach ein Ding der Unmöglichkeit war. Er verstand es, dem Mikola so schön zu beweisen, daß essen und trinken sein gutes Recht sei, daß Mikola nichts übrig blieb, als nachzugeben. Dann hatte Mikola sich daran gewöhnt, in seinen Mußestunden mit anderen Würfel zu spielen. Außerdem begann er, nur echten türkischen Tabak zu rauchen und Cachetina zu trinken, und das kostete auch nicht wenig. Freilich, die Armenier und Türken, die auch im Hafen arbeiteten, begnügten sich mit Brot und Tomaten, sie sparten jeden Pfennig und verbargen ihn in ihren Lumpen. Aber die waren, wie Rogulia behauptete, auch nur Schweine: „Ein Rechtgläubiger," erklärte Rogulia, „kann so nicht leben, der ist schwereres Essen gewöhnt, und sein Bauch ist so eingerichtet, daß Tomaten ihm nicht bekommen."

Mikola gab das alles zu. Und obgleich es ihm schwer auf dem Herzen lag, wenn er berechnete, wie wenig Geld ihm blieb, nach Hause zu senden, so trank er doch reinen Cachetina und rauchte türkischen Tabak zu dreizehn Kopelen das Viertel, anstatt wie früher zu sechs Kopelen.

Im zweiten Monat schickte Mikola schon gar kein Geld mehr nach Sachibina. Er fühlte sich nicht einmal bedrückt dadurch, ihm war ganz wohl und angenehm zu Mute. Er kaufte sich ordentlich Kleider und ging in seinen Mußestunden auf dem Boulevard spazieren, wo er den Klängen der Musik lauschte. Er knabberte Sonnenblumenkörner und traktierte damit mehrere Weibchen, die wie Nachtfalter um das Licht in den Seitenalleen schwärmten. Von zu Hause bekam er Klagebriefe mit der Bitte um Geld. Aber trotzdem er in seiner Börse am Hals einen zusammengesparten Zehnrubelschein herumtrug, beeilte er sich nicht, ihn abzusenden. Ruh und Fried lagen ihm jetzt nicht mehr im Kopfe. Seine Phantasie arbeitete nach einer anderen Richtung. Von Rogulias phantastischen Ideen vergiftet, hatte er ganz andere Pläne. Andere wurden doch reich, warum sollte es ihm nicht glücken? Wodurch war er schlechter als irgend ein „Nämet" oder „Sedrach", die doch wie er Lastträger gewesen waren und jetzt eigene Häuser, Wagen und Dampfer besaßen?

Täglich erzählten diese schmutzigen, zerlumpten Lastträger, die zwischen fremden Warenhaufen ausruhten, die Geschichte von irgend einem Muscha, der sich hundert Rubel zusammengespart hatte. „Und Millionen hat er sich herausgegraben! Einen ganzen Eisenbahnwagen voll Gold hat man ihm dieser Tage aus Petersburg geschickt! Lauter Goldstücke

in eisernen Kisten! Eine ganze Kompagnie Infanterie war beim Ausladen dieser Kisten zum Schutze zugegen."

Ermüdet, hungrig und erschöpft hörten die Leute solche Erzählungen, und sie glaubten daran. Auch Mikola glaubte daran und befühlte krampfhaft seinen Geldbeutel und seufzte: „O Gott! O Gott!" Die Augen der Ärmsten brannten dabei vor Gier, der Atem stockte, und unwillig wie Büffel, die man in die Seite gestoßen hat, erhoben sie sich, wenn vom Verdeck das gebieterische Rasseln der Winde ertönte, und kehrten zu ihrer Höllearbeit zurück. „Mama! — Wira!"

Bisweilen behandelten die Gespräche der Lastträger auch ein anderes Thema. Man erzählte sich, daß im vergangenen Jahre zwei Muscha von einem achtzig Pud schweren Ballen, der sich vom Hafen losgerissen hatte, zerschmettert wurden; daß der podennarbige Murat auf dem Steg gestolpert, ins Meer geflogen und sich die Beine gebrochen, daß Saffat sich die Wirbelsäule zerbrochen, und man ihn halb tot ins Krankenhaus gebracht habe. Diese Erzählungen aber machten auf alle wenig Eindruck, jeder Muscha dachte bei sich, daß es ihm wohl beschert sein werde, Wagenladungen von Gold einzuheimen, einem anderen aber, sich das Rückgrat zu brechen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das fest der fischer.

Die Einladung des alten Kapitäns, zum Feste der Fischer hinauf an die normannische Küste zu kommen, hatte einen doppelten Reiz für mich: die heimgekehrten Fischer einerseits und dann das Meer im Winter.

Winterwanderung ans Meer. Freilich schien die Frühlingssonne. Ein wenig sahl, aber Frühlingssonne. Aus der Winterwanderung wollte beinahe eine Frühlingsfahrt werden.

So schweigend ruhten die Weiden und die umbüshten Gehöfte der Normandie. Umgebrochene Aeder, kahle Bäume, leere Täler. Da und dort einmal der Glanz eines Schimmels, hier ein einzelnes Fuhrwerk, und ein einzigmal eine grasende Herde. Sie war nicht breit und weit über das Grasland gedehnt wie in Sommertagen, eng zusammengedrängt wanderte sie von Feld zu Feld, die Rasen am Boden, die spärlicher Grasbüschel grasend und suchend. Und der braune Hirt schritt schwer und müde dahinter her und strickte an seinen buntem Strumpfe. Winterweidel! Und doch war's ein Frühlingsbild. Aber da hinten an den Hängen, zwischen denen sich die Seine durchwindet, lagert der Nebel, der graue Winternebel, den die Sonne vergeblich zu verdrängen sucht. Sie ist noch zu schwach dazu. Aber sie überstreut ihn mit bunten Reflexen, als flögen Millionen und Abermillionen Seifenblasen in der Luft. Und nun windet sich der Fluß wieder aus den Bergen heraus, nahe zu uns her, und gleitet gemach zwischen den flachen Ufern hin, an denen einzelne Weidenstümpfe stehen, die ihm traurig zuschauen, wie er im Gleisern und Gligern seine kleinen Wellen rollt, die ein harter Wind, gar nicht eins mit der lachenden Sonne, in ihm auftreibt. Aber schlagen wir auch den Kragen vor ihm hoch, lustig ist der Wind doch, es ist ein heinlich Klingen in ihm, das kichert und neckt und hat einen Ton und ein Wörtlein im Text, daß das Herz hüpfen möchte. Sollt's gar das Wörtlein Frühlings sein?

Vorn, aus dem dünnen Nebel, der sich tiefer und tiefer senkt, taucht Rouen auf. Es wirkt von der Ferne wie ein Spitzengewebe, das in der Luft schwebt. So fein, so dünn, so durchbrochen. Das ist das Filigran der Kathedrale, der durchbrochene hohe Turm mit der Laterne oben, das sind die übrigen Türme der übrigen Kirchen, die eine unerschöpfliche Phantasie aus Stein gesponnen, gesponnen und gewebt mit so feinen fleißigen Händen, mit so viel Lust und Fülle, mit so viel Glauben und Kühnheit, daß ein Zauber daraus geworden, der mit unerminderter Macht in seinen Bann zieht. Und die mächtigen Bauten und das Spitzenwerk in Stein an ihnen, das hat die Zeit so fein getönt und gerahmt, gemildert und gemodelt, das hat Vergangenheit getweicht und gewertet, daß es zu Ausdruck geworden und zum Zeugen, kühnend, grüßend, märchenhaft, sagenreich, daß es ein Erwachen zur Nüchternheit ist, wenn wir die Blicke weiter gehen lassen zur Stadt, zu den Menschen und zu den Fabriken mit ihren rauchenden Kaminen und rußgeschwärzten Fenstern und Mauern. Es ist ein Erwachen, das aus Traum und Schönheit reißt, unerbötlich, obgleich auch hier der Sonnenglanz des Mittags mit seinen bunten Lichtern spielt. Aber noch schlimmer als der Gegensatz von alten Pracht- und Wunderbauten und rußgeschwärzten, fensterblinden Fabriken ist dieser andere, wenn man in die alten Gäßchen Rouens hineinzieht. Hierhin dringt kein Sonnenstrahl. Malerisch sind sie. Eng, schmutzig, winkelig, krumm, voller Abwechslungen in der Bildwirkung, muffig, feucht, stinkend. Hier haust die Armut, hierher ist das Elend verbannt, dem selbst Luft und Licht versagt sind. Malerisch ist das. Zerlumpte Kinder, schmutzig, strubbelig, hohlaugig, eingehuckte Frauen, gebückt, humpelnd. Und malerisch sind die bunten Fäden an den kleinen Fenstern, die geneigten Kamine, die schiefen Giebel, die niederen engen Türen und die unregelmäßigen, aus-

Kleines feuilleton.

getretenen Treppen vor den Häusern. Malerisch ist's, aber bedauerlich, und man darf es nur von weitem sehen und darf nicht nach den Zeiten fragen, die auch hier durchgeschritten. Und darf nicht nach dem Leben fragen, das hier seinen Unrat ausleert. Menschen und Menschheit, wie nahe beieinander, bis zur schwindelnden Höhe hinaufgebaut die erhabensten Gebilde und Werke der Kunst, und daneben der Moder und die giftige Atmosphäre des unwürdigsten Daseins, Mittelalter.

Meerher weht der Wind. Da und dort schon grüne Blätter, saftig, grün, salzgrün. Unten im Unterholz raschelndes Laub, oben in den Zweigen leuchtende Näschen. Die Saalweide hat ihre Richter aufgesteckt, und von den Birken weht der gelbe Staub. Farnkraut ist braun und dürr und ganze Heideflächen sind gemäht. Der stachelige Heideginster liegt in hohen Haufen. Sein holziger Stamm gibt ein gutes Brennmaterial für die offenen Kamine. Aber da und dort, was leuchtet und leuchtet da! Da steht der Ginster grün und blüht! Weiße Flächen hin blüht er und läßt sein helles Gold glänzen. Daneben, wo er stirbt. Frühling, Frühling. Aber da unten ist wieder der Winter. Da unten das Meer, das wie ein großes grünschuppiges Ungeheuer mit dicken blinzenden Augen daliegt, bereit jeden Augenblick mit seinem weiten Rachen zu schnappen und zuzuschnappen. Es ist träge heute, es ruht, aber es liegt da, als drohe es beständig in seiner Ruhe. Nach dem Hafen äugt es hin, wo die Schiffe liegen, die stolzen Segler und Dreimaster, die ihm alle entschlüpf sind, auf die es lauert, daß sie sich wieder hinauszugewinnen und den Wind sich einsaugen, um sich von ihm in die Weiten führen zu lassen und seiner Herr zu werden. Fürchtbar glöhten seine dunkelgrünen Augen, tief und grollend ist sein Atemton, und wie es nur den Schwanz ein klein wenig bewegt, draußen, wo alles so kalt grau ist, wie in lauter Nebel, da rollts heran, da schäumt es aus seinem Rachen, da freffen die gierigen Zähne. Und nun hat es keine Ruhe mehr, es frist und frist.

Wie hat es in diesen Wintermonaten die Küste zernagt. Das Wild des Sommers, das man im Gedächtnis behalten, ist vollständig verschwunden an manchen Stellen. Da liegt nun zerbrockeltes Gestein und weiteres droht hinunterzufürzen. Als Gegenmaß dazu liegt in geradezu feierlicher Ruhe das Land. Es bewahrt den tiefsten Frieden angesichts der ihm ständig drohenden Gefahr. Und es hat diese tiefe Einsamkeit, die alle Stimmen in einem aufzuwachen läßt, daß sie alle in ihre Stille einsinken zu einem schweigenden Ergriffensein und vollumfingenen Lauschen. Und da drunten ist des Meeres tiefer Ton. So vereinigen sich die Stimmen des Alls, die übermächtigen Ewigkeitskräfte des Meeres und des Landes.

Der Abend senkt sich hernieder, kaum gewahrt man noch hinter dem Gitter der fahlen Bäume, die sie umgeben, die Dörfer. Da sieht ein Turmhahn noch heraus, dort blinkt ein Kreuz. Alles ruht. Und obgleich noch nicht eigentlich die Nacht hereingebrochen ist, kommt ich doch schon beinahe zu nachtschlafender Zeit in meinem Fischerdorse an.

Also nun sind die Männer heimgekehrt. Dreihundert Fischer, die Schiffsjungen vom vierzehnten Jahr an mitgerechnet. Sie waren lange fort diesmal, vom März bis Ende Dezember. Und das alte Lied, das die Frauen mir schon im Sommer gesungen, das in jedem Briefe angestimmt war, der die Heimat erreicht hatte: Miserere! Der Gang war sehr schlecht. Die Zeiten sind hart. Hoffentlich wird's im nächsten Jahr besser. „Man hofft immer!“ das alte Fischerwort. Wir sitzen beim matten Windlicht noch „spät am Abend“ beisammen, und es ist ein Fragen und Erzählen. Bei denen ist das Kleine angekommen, da ist die Frau krank gewesen, nebenan ist die Frau ganz plötzlich gestorben, da ist der Sohn nicht heimgekehrt, und da ist eine kleine Eifersuchtsgeschichte passiert, und dort, denken Sie nur, ist der Verlobte heimgekommen, und die Braut war mit einem anderen dabongegangen. Sie war keine Seemannstochter. Art bleibt immer bei Art. Sie hat einen Metzger geheiratet. Sie wollte schließlich doch das harte Leben nicht auf sich nehmen. Das kann nur eine Seemannstochter. Und wenn sich da zwei nehmen, da ist es die Liebe, wirklich die Liebe. Die Versicherung ist unkontrollierbar. Und wirklich kriegt ich nach ein paar Fragen auch heraus, daß es vorkommt, daß einer eine andere nimmt aus purem Trost und umgekehrt, ganz wie bei uns Landmenschen auch.

Man weiß natürlich im ganzen Dorf, daß ich gekommen bin. So kommen denn noch ein paar Verwandte zum Abend zu Besuch. Und nun wird vom Stampf mit dem Meere und all seinen Tiden erzählt, langsam, schwer, unbestimmt, so daß ich beständig mit Fragen weiterhelfen muß. Und einer wird wärmer, der von seinen Seefahrten erzählt. Er war schon in Island, England, Amerika, Portugal, Japan. Er kennt Port Arthur. Nun ist der Krieg an der Reihe. „Petit Parisien“—Standpunkt. Refrain: „Aber die Japaner haben doch angefangen.“ Der Huller Zwischenfall: „Es müssen aber doch Japaner gesehen worden sein.“ Es ist schwer, die Leute zu Neugierigen zu bringen, aus denen man ihre eigenen Auffassungen erkennen könnte. Sie beten der Zeitung nach, die sie jetzt erst seit kaum zwei Monaten lesen. Denn da draußen gibts so etwas nicht. Wir gießen uns noch einen Schnaps ein. Es ist spät. Es ist kaum neun Uhr durch. Das ist spät. Und morgen beginnen die Vorbereitungen zum Fest. „Sie werden ein schönes Fest erleben!“ Dann legen wir uns. —

(Schluß folgt.)

— Die „göttliche Vorsehung“ in Rußland. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: „Gewiß ist manchem nüchternen Beobachter der russischen Dinge der erste Satz des kaiserlichen Manifestes vom 8. März aufgefallen. Es heißt darin, „daß es der göttlichen Vorsehung, deren Wege unergründlich sind, gefallen habe, Rußland schwere Prüfungen aufzuerlegen“. Und doch sind die Ursachen dieser Prüfungen gar nicht unergründlich. Im Gegenteil, sie sind weltbekannt und tausendmal sogar von der gelebten russischen Presse besprochen worden. Es ist aber nun einmal so zur Gewohnheit der russischen Autokratie geworden, heikle Dinge, von denen man nicht gerne spricht, auf das Konto der „göttlichen Vorsehung“ zu setzen. An Beispielen mangelt es nicht. In der Nacht vom 11. auf den 12. März (a. St.) 1801 wurde Kaiser Paul von einer Anzahl hochgestellter Würdenträger ermordet. Im Manifest jedoch, welches Alexander I. tags darauf an seine getreuen Untertanen richtete, heißt es:

„Der göttlichen Vorsehung hat es gefallen, unseren lieben Vater, den Kaiser Paul Petrowitsch, vom Leben zum Tode abzuberufen. In der Nacht vom elften auf den zwölften verschied er plötzlich an den Folgen eines Schlaganfalles . . .“

Auch Katharina II. hat es nicht versäumt, von der göttlichen Vorsehung zu sprechen, als sie die Nachricht vom Tode ihres ermordeten Gemahls den Russen kundmachte. In dem betreffenden Manifeste vom 7./18. Juli 1762 lesen wir:

„Am siebenten Tage, nachdem wir den Thron Rußlands bestiegen hatten, wurde uns die Nachricht zu teil, daß der ehemalige Kaiser Peter III. von einer heftigen Kolik, in Folge eines Hämorrhoidalleidens befallen sei . . .“

Zum Schlusse wurden die Untertanen ermahnt, „das unerwartete Ende Peters III. als eine besondere Kundgebung der göttlichen Vorsehung anzusehen, welche in ihrem unerforschlichen Ratsschlusse uns, unseren Thron und das ganze Vaterland auf Wege weist, die nur ihrem heiligen Willen bekannt sind.“

Endlich wird auch im Manifeste Katharinas II. vom 17. August 1764, in welchem von der Ermordung des entthronten Kaisers Iwan III. in der Festung Schlüsselburg die Rede ist, die göttliche Vorsehung nicht vergessen. Die einleitenden Worte dieses merkwürdigen Dokuments lauten:

„Als nach dem Willen Gottes und dem einstimmigen Wunsche aller unserer getreuen Untertanen wir den Thron Rußlands bestiegen, war es uns bekannt, daß der Prinz Iwan aus der Ehe des Prinzen Anton von Braunschweig-Wolfenbüttel mit der Prinzessin Anna von Mecklenburg noch unter den Lebenden weilte. Dieser Prinz wurde, wie alle Welt weiß, als er noch an der Mutterbrust lag, unrechtmäßigertweise zum Kaiser Rußlands gekrönt. Durch den Beschluß der göttlichen Vorsehung wurde er jedoch später auf immer von der Thronfolge ausgeschlossen. . .“

k. Eine tote Stadt. Es gibt eine alte Geschichte von der „Königin von Gollonda“, die wir Deutschen am ehesten in der Fassung Gottfried Bürger's kennen und in der gar viel die Rede ist von der märchenhaften Pracht, dem unbegreiflichen Reichtum und dem unermeßlichen Glanze dieses fernen Wundertraumes aus indischen Feenländern. Doch wie die zauberhafte Stadt Vineta ist auch Gollonda längst in Vergessenheit und Nacht versunken, und nur noch einzelne Trümmer kündten von der früheren Größe. Diese Stadt, die einst angefüllt war mit allen Schätzen des Orients, ist heute nur noch eine Masse zerbröckelnden Granits. Wenn man mühsam durch die von Trümmern und Steinen verdeckten Straßen wandert, so schreibt ein Mitarbeiter von „Chambers' Journal“, der die Stadt jüngst besucht hat, dann denkt man an jene Phantasie Macaulays von dem Neuseeländer der fernen Zukunft, der einst auf den Trümmern der London-Bridge sitzend die Ruinen der St. Pauls-Kathedrale abzeichnen werde. Gollonda war einst so mächtig wie London; heute ist es ein fast vergessener Name. Die Stimme des Reisenden klingt grell und wiederhallend in ihre ehrwürdige Grabesruhe. Haiderabad, die jetzige Hauptstadt des Nizam von Haiderabad, ist viel jünger als die uralte Festung; doch es hat die Gegenwart für sich und blüht und gedeiht, und Gollonda ist eine Ruine. Wenn man in der Morgenstunde von Haiderabad aufbricht, so wandert man heim blauen Frühschein durch sandigen Weg, an kleinen Hüften und mancherlei Felsgestein vorbei, bis sich plötzlich eine große schwarze Masse fast drohend aufrichtet. Auf einem steilen Granitfels, der sich über die Ebene einjam erhebt, steht das alte Gollonda. Stumm und tot und öde blicken die riesigen Mauern. Die achtzehn gewaltigen granitenen Mauersolen der Dutt-Schah-Dynastie, die vor den Nizams regierte, schrumpfen trotz ihrer massigen Größe zusammen vor diesem hoch sich aufläumenden Fels- und Mauerwerk. Drei englische Meilen im Umkreise dehnen sich die granitenen Mauern mit ihren 87 Bastionen; aus ihnen heraus wächst die noch vierhundert Meter höhere Zitadelle, die auf der Spitze des Felsens wie ein Adler nistet. Kaum haben die Tore der schweigenden Stadt sich geschlossen, dann scheint auch die Gegenwart zu verfliegen; diese Mauern trennen uns von allem Lebendigen. Der Hauch ferner vergangener Zeiten umgibt uns. Die Soldaten der Besatzung huschen nur wie Schatten vorbei; sie tauchen gespenstisch auf aus dem tiefen Rotgold, mit dem die Sonne die Straßen erfüllt. In der Totenstille und dem grellen Lichte blicken die dunklen Verließe, die finsternen Gemäuer und

heimlich und gespenstlich aus tiefen schwarzen Augen. Noch sind die gigantischen Tore mit Eisenspitzen versehen, um das dicke Fell der anstürmenden Kriegselefanten zu zerreißen, noch liegen die Kanonen so da, wie sie während der achimonatlichen Belagerung 1687 von den Mauern fielen, da Gollonda, die Unbesiegbliche, durch Verrat eingenommen ward, ihr Ruhm verblüht und ihr Volk nach Haiderabad fortzog. Da liegen noch die alten Kanonenkugeln zu Hunderten, eingewühlt in den harten Granit. Und die alten Kanonenrohre werden als Brunnenröhren benützt, letzte melanholische Zeugen kriegerischer Macht. Durch das Balahissa-Tor, den einzigen Eingang, gelangt man nach der Zitabelle. Der Weg ist steil aufsteigend, ein gewundener, vielstufiger Pfad, der zum Gipfel führt. Hier war seit Alters her die Schatzkammer des Rissam und von hier aus strahlte die Kunde der ungeheuren aufgespeicherten Reichthümer. Was für Geschichten können wohl diese zerfallenen Mauern erzählen von Intriguen, Kämpfen, Festen, Schrecken und Tötungen! Eine Atmosphäre von Blut und schwülsem Prunk umfließt uns und sie steht im grellen Gegensatz zu den verwahrlosten, verlassenen Plätzen, den leeren Gewölben und geborstenen Säulen, in denen Armut, Untergang und Verfall haust. Einst war Gollonda auch durch seine Diamanten berühmt; doch diese Quelle des Glanzes ist längst versiegt. In der Ferne sieht man die weißen Mauern Haiderabads in lustigem Sonnenschein aufleuchten. Da rauscht das Leben des Tages und der Lärm der Menge. Doch Gollonda liegt tot und schweigend. —

Geschichtliches.

a. Eine bankrotte Reichsstadt. Daß Städte und ganze Länder zahlungsunfähig wurden, ist in der Geschichte des Mittelalters nichts Seltenes. So war das stolze und reiche Spanien schon unter Philipp III. nicht in stande, seine Zinsen, allerdings vierzig Prozent, zahlen zu können, und während der Not des dreißigjährigen Krieges kamen selbst die reichsten Städte in Deutschland in die gleiche Lage. Eines der frühesten Beispiele eines Städtebankrotts in Deutschland ist dasjenige der freien Reichsstadt Dortmund. Mißwirtschaft der Patrizier im Stadtregerium und die Kosten einer zweijährigen Fehde waren zu gleichen Teilen Ursache dieses Unglücks. Im Jahre 1388 wurde die freie Reichsstadt plötzlich von dem Erzbischof von Köln und den Grafen von der Mark gleichzeitig angegriffen, da beiden die Selbständigkeit Dortmunds schon lange ein Dorn im Auge war. Die Angreifer hielten den damaligen Zeitpunkt für ganz besonders günstig zur Ausführung ihres Vorhabens, denn schon mehrere frühere derartige Versuche waren an der Tapferkeit der Bürger elend gescheitert. In der That stand es damals schlimm um die freien Reichsstädte. Im Reiche regierte Kaiser Wenzel, der die Dinge gehen ließ, wie sie eben wollten, und am Rhein und in Schwaben war das Waffenglück des Rheinisch-Schwäbischen Städtebundes gesunken. Auf Hilfe von irgend welcher Seite konnte die angegriffene Stadt nicht rechnen. Der Angriff mißglückte aber auch diesmal, nach zweijährigem Kampfe behauptete die Stadt endgültig ihre Freiheit. Die Folgen der Fehde aber brachten der Stadt, deren Handel ohnedies während des Krieges schwer gelitten, den vollständigen Ruin ihrer Finanzen bis zum offenen Stadtbankrott. Dortmund hatte während der Fehde und beim Friedensschlusse insgesamt 56 000 Gulden ausgegeben. Rechnet man den damaligen Gulden zum heutigen Geldwert mit 9,25 M. um, so betrugen sie für eine halbe Million Mark Gold, heute eine Kleinigkeit, für jene geldarme Zeit aber eine ungeheure Summe. Während der Fehde hatte die Stadt von befreundeten Hansestädten 2300 Gulden geborgt, von der Hanse selbst 9000 Gulden, von Privatpersonen 29 000 Gulden zu 10 Proz. aufgenommen, für 17 000 Gulden 5 1/2 Proz. Erbrenten in der Stadt selbst, für 17 000 Gulden 11 Proz. Leibrenten meistens in Köln ausgegeben. Sogar von Juden hatte sie eine kleine Summe zu 15 Proz. borgen müssen. Nach dem Kriege sollten nun all' diese Schulden abgestoßen werden. Dazu bedurfte es natürlich ganz gewaltiger Anstrengungen seitens Rat und Bürgerschaft. Der Rat schrieb denn auch dreimal, 1393, 1395, 1396 je eine 5 prozentige Vermögenssteuer, den sogenannten Punting aus, so daß 15 Proz. der gesamten in der Stadt befindlichen beweglichen sowie unbeweglichen Habe zur Schuldendeckung herangezogen wurden. Gegenüber unserer heutigen Bourgeoisie, die schon bei 5 Proz. Einkommensteuer Peter und Morbio schreit und mit Auswanderung droht, eine ganz gewaltige Leistung. Diese 15 Proz. Vermögenssteuer brachten denn auch einen recht schönen Pfennig Geld ein, nämlich 4144 Gulden. Dazu kamen noch die Einnahmen einer neuen Akzise auf Lebensmittel und Verbrauchsartikel, die in vier Jahren 8333 Gulden einbrachte. Mit diesen Summen hätten eigentlich die Kosten des Krieges gedeckt werden können, zumal ja für 34 000 Gulden Renten ausgegeben worden. Aber dies geschah nicht. Im Rate der freien Reichsstadt herrschte, wie wohl überhaupt in den patrizischen Ratskollegien des Mittelalters, die ja von jeder Kontrolle und Verantwortung der Bevölkerung gegenüber frei waren, eine heillose Mißwirtschaft. Von den 50 000 Gulden Einnahme aus Punting und Akzise waren in vier Jahren auf die schwebende Schuld von 29 000 Gulden erst 23 000 Gulden zurückgezahlt worden. Um die Rückzahlung der Schulden machte sich der Rat von Dortmund überhaupt keine Kopfschmerzen. Konnte eine Summe oder die 10 Proz. Zinsen aus irgend einem Grunde nicht gezahlt werden, so zahlte der Rat ruhig doppelte Verzugszinsen oder kapitalisierte die Zinsen und zahlte 10 Proz. Zinseszinsen. Natürlich mußten bei

solcher Wirtschaft die stehengebliebenen Gelder rasch ins Ungeheure anwachsen. Einen Teil der Zinsen, zumal die auswärtigen Leibrenten und die Erbzinsen, zahlte der Rat überhaupt nicht, sondern verbrauchte das Geld für kostspielige Feste und Wildprettessen.

Eine ganze Weile ließen sich die Gläubiger der Stadt die Nichtzahlung der Zinsen und Renten gefallen, wie denn auch die Bürger, wenn auch mit immer wachsenderem Grimm, der Loddertwirtschaft des Rates zunächst aus alter Gewohnheit noch ruhig zusehen. Als aber endlich den Gilden die Geduld riß, sich bei der Rechnungslegung, die sie sich endlich von den Patriziern erzwingen, die ganze Größe der Mißwirtschaft herausstellte, machten sie kurzen Prozeß, stürzten den alten patrizischen Rat und sperrten dessen Mitglieder, je zwei und zwei, und zwar allemal jene zwei, die sich am wenigsten leiden konnten, zusammen, ins Loch. Die Gilden, die sich nunmehr der städtischen Herrschaft bemächtigt, zogen überdies die Ratsmitglieder für ihre Sündwirtschaft ganz gehörig zur Verantwortung. Die Ratsmitglieder und die mit ihnen versippten Erbsassen mußten die mit wenig Ausnahmen in ihren Händen befindlichen Erbschaftsbriefe von 17 000 Gulden zurückgeben, auf die kapitalisierten elfjährigen Zinsen verzichteten, außerdem zusammen solidarisch 6000 Gulden aufbringen. Jedes der Einzelmitglieder wurde mit 60 Gulden, eins außerdem mit der Lieferung von 1000 Walter Roggen bestraft.

Ordnung in die verfahrenen Finanzen konnte jedoch auch der neue Rat nicht bringen, zumal nunmehr von den gestürzten Patriziern eine große Anzahl auswanderte und dadurch die Steuerkraft der Stadt noch mehr geschwächt wurde. Vergebens suchte Dortmund auswärts Geld aufzutreiben. Das Petergeschrei der nicht befriedigten Gläubiger, das durch ganz Deutschland hallte, hatte ihm allen und jeden Kredit abgeschnitten. Vergebens lief die Stadt von Pontius zu Pilatus, suchte Hilfe bei Kaiser und Reich. Nur Rom erbarmte sich der elenden Lage Dortmunds und bewilligte ihm 1402 ein Moratorium. Doch schloß dieses Moratorium nicht vor der Reichsacht, die 1404 wegen Zahlungsverzuges an Godert von Landskron in Köln vom Hofgericht über die Stadt ausgesprochen wurde. Nun war es erst recht schlimm für Dortmund. Ihre Bürger, die auf fremden Märkten und in fremden Städten für die Schulden ihrer Stadt haftbar gemacht, oft gefangen gesetzt und gepfändet wurden, sagten ihr Bürgerrecht auf, und die Stadt führte lange ein trauriges Dasein. Erst 1417 erbarmte sich König Sigismund und setzte den Erzbischof von Köln der von ihren Gläubigern fürchtbar bedrängten Stadt zum Kurator. Er befehlte ihm, zu ermitteln, wieviel Zeit Dortmund nötig habe, um diejenigen Schulden zu bezahlen, die sie infolge der Belagerung (die in der Hauptsache ja das Werk des Kölner Erzbischofes war, wie denn auch von den Schulden 7000 Gulden in dessen Tasche geflossen waren) und in Verteidigung ihrer Rechte zu machen gezwungen worden. Der Erzbischof sollte den Gläubigern auferlegen, daß sie vor der zu ermittelnden Frist die Stadt nicht drängen. Der Kurator wirkte denn nur auch soviel wie irgend möglich für Dortmund. Er intervenierte in Münster und Osnabrück wegen Zahlungsfrist und suchte die Stadt vor allen Dingen vor den Klagen auswärtiger Gerichte zu schützen. Daher gibt er 1418 in Reddinghausen einen Erlass, in welchem er, gestützt auf die goldene Bulle, allen Gläubigern Dortmunds bei Strafe von 1000 Mark Gold verbietet, einen Dortmund anderswo als vor ihm selbst zu verklagen oder irgendwie gerichtlich zu verfolgen. Aber nur langsam klärten sich die Verhältnisse. Noch 1431 war der finanzielle Druck so groß, daß die Stadt Schulden halber im Bann war. —

Notizen.

— Der literarische Nachlaß Hartlebens besteht aus einer Novelle, einer Gedichtsammlung, „In Schweiz gebadet erwachte ich“, der unvollendeten Komödie „Diogenes“, einem Einakter „Der Schach“, längeren Fragmenten eines größeren Romans und einigen Tagebüchern. —

— Der Allgemeine Plattdeutsche Verband, der gegenwärtig 85 Vereine und etwa 200 Einzelmitglieder zählt, hält seinen diesjährigen Verbandstag vom 11. bis 13. Juni in Lübeck ab. Auf der Tagesordnung stehen unter anderem folgende Vorträge: „Unsere literarischen Aufgaben“, „Alte Schiffersprache“ und „Ist eine Uebersetzung von Fritz Reuters Dichtungen ins Hochdeutsche zu wünschen?“ —

— Franz v. Schönthaus neues Lustspiel „Mein Dorrit“ ist vom Wiener Burgtheater angenommen worden. —

— „Ein reiner Adelsmann“, dreiaktige Komödie von Erich Fiegel und Julius Schaumberger, fand bei der Uraufführung im Intimen Theater zu Nürnberg beifällige Aufnahme. —

— Ein musikalisches Preisausschreiben erläßt der Musikalienverlag von E. Astruc et Cie. in Paris. Der internationale Wettbewerb unter dem Titel „Concours Générale de Musique“, dessen Anmeldefrist am 31. Oktober 1906 abläuft, umfaßt Oper oder Iyrisches Drama (30 000 Fr.), komische Oper (12 000 Fr.), Ballett oder Ballettpantomime (8000 Fr.), Trio für Klavier, Violine, Cello (3000 Fr.) und Sonate für Klavier und Violine (2000 Fr.). Die preisgekrönten Werke finden ihre Aufführung auf dem „Grand Théâtre de Monte-Carlo“ oder auf einer größeren Pariser Bühne. —